

I. A B S C H N I T T.

Die Baugeschichte des Domes.

Der Dom zu St. Stephan, — weltberühmt und volkstümlich zugleich, — gehört zu den Spitzenleistungen menschlicher Schöpfung, die zur Ehre Gottes geschaffen wurden. Ein Werk vieler Geschlechter, die daran tätig waren, hat er im Laufe der Jahrhunderte seines Bestandes so manche Veränderung erfahren, ohne daß jedoch die Reste seiner Jugendzeit hierbei gänzlich verloren gegangen wären.

Der hohe Turm ist als Wahrzeichen der alten Kaiserstadt an der Donau ewiges Symbol von Wien. In unzähligen Liedern besungen, bildet er den Mittelpunkt und ruhenden Pol inmitten des hastigen Getriebes der Großstadt. Gütig blickt er auf seine Wiener nieder und schaut stolz der treue Wächter in die Ferne, von der manch' Ungemach im Laufe der Jahrhunderte heranbrausend, sich an den Mauern der Stadt brach, die beispielloses Heldentum in Tagen größter Not verteidigte.

Die Anfänge der Baugeschichte von St. Stephan sind nicht genügend geklärt. Fast im gesamten bisherigen Schrifttum über den Stephansdom findet man die Auffassung vertreten, daß an dem Bau der Kirche Heinrich II. Jasomirgott (gest. 1177) in hervorragendem Maße beteiligt war. In jüngster Zeit richtete sich dagegen ein ausgezeichnete Kenner des Domes und seiner Geschichte, Dr. Hermann Göhler mit der Begründung, daß keine Urkunde bisher bekannt ist, die den Bestand des Domes vor 1200 unumstößlich nachweisen würde. Freilich kann ebensowenig ein Beweis dafür erbracht werden, der einen Bestand der Kirche vor 1200 ausschließen würde. Jedenfalls lassen nachhaltige

Gründe eigen solchen sehr wahrscheinlich erscheinen. Die Geschichtsforschung, den Dom betreffend, setzt mit dem Jahre 1137 ein. Damals war Wien schon eine ganz ansehnliche Stadt. In ihren Mauern erhoben sich drei Kirchen: St. Peter als Pfarre, St. Ruprecht und Maria Stiegen, freilich in anderer Form als heute. Diese auf babenbergischem Grunde stehenden Gotteshäuser waren Eigenkirchen des Landesherrn, der nach damaliger Rechtsauffassung über sie frei verfügen, sie verschenken oder veräußern konnte. Zu einem derartigen Rechtsgeschäft kam es eben im Jahre 1137, als Bischof Reginmar von Passau in Wien eine neue Pfarre errichten wollte. Er war der Landesbischof. Zu seiner im Jahre 739 vom heil. Bonifatius gegründeten Diözese gehörte seit der Unterwerfung der Avaren durch Karl den Großen auch das ganze Gebiet zwischen der Enns und der Leitha.

Im Jahre 1137 schloß nun Reginmar (auch Regimbert u.ä. genannt) mit dem Markgrafen Leopold IV., den Freigeibigen, zu Mautern folgenden Vertrag:

"Allen künftig und gegenwärtig lebenden Christgläubigen sei kundgetan, daß der Markgraf Leopold durch die Hand seines Bruders Albrecht als Vogt auf den Altar des heil. Erzmartyrers Stephanus die Kirche des heil. Apostels Petrus (zu Wien) geopfert hat (d.h. dem Bistum Passau übergeben hat), wofür er vom ehrwürdigen Bischof der Passauer Kirche Reginmar einen Weinberg zu Wartberg und die Hälfte des Gutes (der Peterskirche), das nahe der Stadt (Wien) liegt, mit Ausnahme der Hofstätten, wo die Stallungen stehen, empfangen hat unter der Bedingung, daß die oben genannte Kirche und die übrigen Kapellen, die in derselben Pfarre sind, von nun ab dem Pfarrer von Wien unterstellt sein sollen".

Leider fehlt in dieser Urkunde die Titelangabe der neuen Pfarrkirche; es wird da nur allgemein von einem "Pfarrer von

Wien" gesprochen. Das läßt darauf schließen, daß die Kirche wohl noch nicht bestand, aber entweder schon im Bau oder doch zumindest schon geplant war. Da die Platzfrage für die neue Stadtpfarrkirche i n n e r h a l b der damaligen Stadtmauern mangels verfügbaren Raum nicht gelöst werden konnte, entschloß man sich zum Bau unmittelbar vor der Stadtmauer (auf dem heutigen Stephansplatz).

Abbildung 3 entwirft uns ein ungefähres Bild, wie die Kirche und deren unmittelbare Umgebung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts etwa ausgesehen haben mochte.



Abb. 3

Die Stefanskirche vor ihrer Einbeziehung in die Stadt

Auch die sagenhafte Linde hat der unbekannte Zeichner nicht vergessen; nur verlegt er sie hier zwischen Stadtmauer und Kirche, während sie nach der Sage (s.S.456) vor dem Pfarrhause stand, daß in seinem ältesten Bestande nur einen kleinen Teil der Grundfläche des heutigen Bischofshofes (s.S.428) einnahm. Steinmaterial jener Zeit beim Neubau verwendet worden.

Die älteste S t e p h a n s k i r c h e.

Wann mit dem Bau begonnen wurde, ob noch unter Leopold IV. (gest. 1141) oder erst unter dessen Bruder und Regierungsnachfolger Heinrich II. Jasomirgott, mag dahin gestellt bleiben. Die Ueberlieferung nennt als Baumeister der Kirche Oktavian Volkner (Falkner) aus Krakau, den Heinrich zu diesem Zwecke an den Hof nach Wien berufen haben soll.

Geschichtlich wertvoller ist eine Weihenotiz, nach welcher Bischof Regimbert 1147 die Kirche weihte. Nach Ansicht Dr. Göhlers kann diese Notiz nicht auf St. Stephan bezogen werden; er unterläßt es jedoch, das näher unter Beweis zu stellen, so daß kein zwingender Grund vorhanden ist, von dem Festhalten am Weihejahr 1147 abzurücken.

Gerade damals, - zur Zeit des zweiten Kreuzzuges (1147 - 1149), - befanden sich die glänzendsten Helden Deutschlands und Oesterreichs auf dem Durchzuge ins Heilige Land und waren Gäste unserer Stadt. An ihrer Spitze stand Kaiser Konrad III., der selbst das Kreuzheer führte. Mit ihm waren sein Gegner Graf Welf, der junge Friedrich Barbarossa, der Neffe des Kaisers, Heinrich Jasomirgott, dessen Bruder, der gelehrte Bischof Otto von Freising und noch viele andere. Sie alle wären sonach Zeugen der heiligen Handlung gewesen. Der in der Weihe-notiz genannte Bischof Reginmar starb im Heiligen Lande.

Wie die erste Kirche ausgesehen hat, wissen wir nicht, da sich von ihr keine sicheren Spuren mehr nachweisen lassen. Fachmännische Untersuchungen am heutigen Baukörper haben ergeben, daß sich vom damaligen romanischen Bau fast nichts bis auf unsere Zeiten erhalten hat; nur im Westwerk des Domes mögen noch beträchtlichere Reste stecken. Einzelnes davon mag im Portalbau des Kirchentores vorhanden sein und da und dort ist wohl auch das Steinmaterial jener Zeit beim Neubau verwendet worden.

Die in Ogessers "Geschichte des Wiener Stephansdomes"

(erschienen 1779) aufgenommene Abbildung der Stephanskirche (s. Abb. 4) ist wohl mit der Jahreszahl 1147 versehen, doch lassen die beiden an den Flügeln der Stirnseite der Kirche ange-setzten Heidentürme, die der ottokari-schen Bauperiode (s. S. 8.) entstammen, sofort erkennen, daß es sich hier nicht um die älteste Kirche handeln kann, die Jahreszahl also in Verbindung mit der hier abgebildeten Kirche zweifellos falsch, d. h. unzeitgemäß ist.



Kirche wurde ihm gefördert. Schon nach dem großen Stadtbrande

vom Jahre 1193, der auch St. Stephan nicht verschont hatte, dürfte es zu einem wenigstens teilweisen Neubau der Kirche gekommen sein. Aegerer noch aber hatte der Stadtbrand am St. Afratage des Jahres 1258 an der Kirche gewirtschaftet, von dem uns überliefert ist, daß selbst die beiden Türme zerstört wurden und die Glocken geschmolzen sind. Wenn auch die Zerstörung keine so weitgehende gewesen sein dürfte, daß sie einen völligen Neubau bedingt hätte, gab sie doch Anlaß zum Beginne einer neuen Baubewegung, die nach dem Zeitraum, in den sie fällt, als die "ottokarische Bauperiode von St. Stephan" bezeichnet wird. Dieser dürfte Abb. 4 näher kommen.

Der Wiederaufbau der 1258 zerstörten Kirche fällt in eine Zeit großer politischer Bewegung. Herzog Friedrich der Streitbare, der letzte männliche Sproß aus dem Hause der Babenberger, war am 15. Juni 1246 in der Schlacht bei Wiener Neustadt gefallen, seinen Sieg über die Ungarn mit dem Leben bezahlend. Damit brach eine traurige, herrscherlose Zeit für die österreichischen Lande an. Um in ihnen wieder Recht und Ordnung zur Geltung zu bringen, riefen die Landherren, wackere Männer aus den Geschlechtern Liechtenstein, Maissau, Hardegg, Kuenring usw., den Sohn des böhmischen Königs Wenzel I., Ottokar II. Przemysl, ins Land, der am 12. Dezember 1251 seinen Einzug in Wien hielt. Durch seine Vermählung mit der ungefähr doppelt so alten Margarethe, der Schwester Friedrichs des Streitbaren, suchte er seiner Herrschaft die gesetzliche Weihe zu geben. Er war bestrebt, seine Macht durch Begünstigung des Bürgertums zu festigen, und zeigte sich als begabter Herrscher, dem Oesterreich viel verdankt. Wien erfreute sich ganz besonders der Huld des Fürsten, der nach den furchtbaren Bränden vom 7. August 1258 und vom 18. April 1262 alles daran setzte, die hart geprüfte Stadt wieder aufzubauen. Auch der Neubau der Kirche wurde ^{ihm} gefördert, so daß die Wiener Provinzialsynode

(Kirchenversammlung) vom Jahre 1267 bereits in dem neuerstandenen Gotteshause abgehalten werden konnte, was die Vollendung eines nicht unbeträchtlichen Teiles des Baues voraussetzt.

Der ottokarische Bau zeigte ein Festhalten am Alten, was noch besonders dadurch betont erscheint, daß man von dem überlieferten romanischem Stile nicht abwich, der nun zu einer überaus schmuckvollen und reichen Spätblüte gelangt, während im Westen Europas schon die Gotik ihren Siegeszug begann.

Diese zweite Stephanskirche war eine dreischiffige Basilika mit vorspringendem Querschiff, an das sich eine mäßig tiefe Apsis anschloß. Die Halle war noch immer schmaler als die heutige und durch die beiden Heidentürme begrenzt. Der Dachansatz lag in gleicher Höhe wie die Seitengiebel. Die Gotik hat später den ursprünglichen Eindruck zerstört, da sie das Mittelfeld der Westfront stark überhöhte und ein riesiges Maßwerkfenster einsetzte, das heute noch die ganze Front beherrscht, eine Rolle, die vordem dem mächtigem Tore zukam.

Die zwei wesentlichsten Veränderungen, die der ottokarische Bau brachte, lagen einerseits in einer Verlängerung und Erhöhung des Langhauses, andererseits wurde an Stelle der ursprünglichen Choranlage ein den drei Langschiffen vorgelegtes und beiderseits stark ausspringendes Querschiff errichtet, an das sich drei Polygone Chorschlüsse, - der mittlere stark verlängert, - anschlossen.

Kaum ein Jahrzehnt nach Wiederherstellung der Kirche, am 30. April 1276 wurde St. Stephan abermals von einer Brandkatastrophe heimgesucht, deren Ausmaße aber von geringem Umfange gewesen sein dürften. Immerhin waren einige Gewölbe dabei eingestürzt, wodurch zunächst die Veranlassung zu einer weiteren baulichen Umgestaltung gegeben war.

Nochmals bei einem Wiederaufbau tatkräftig mitzuwirken,

war Ottokar nicht beschieden. Am 1. Oktober 1273 hatten die Kurfürsten nicht ihn zum Könige gewählt, da er ihnen nach dem Tode seines Vaters, — nun über Böhmen, Mähren und Oesterreich herrschend, — zu mächtig schien, sondern sich anders entschieden. Wohl wollten die Kurfürsten einen König haben, der die Ordnung im Reiche wieder herstellte und aufrecht erhielt, nicht aber einen solchen, von dem sie für sich selbst ein kräftiges Einschreiten fürchten mußten. Sie stimmten daher gerne bei, als der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, aus dem hohenzoller'schen Hause, ihre Blicke auf den ihm verwandten und befreundeten Grafen Rudolf von Habsburg (s. Abb. 5)



Abb. 5
 Reiterstandbild Rudolfs von Habsburg.
 (Am großen Portal des Straßburger Münsters von
 Erwin von Steinbach.)

lenkte, welcher dem Erzbischof Werner von Mainz bereits vorteilhaft bekannt war. Rudolf hatte Besitzungen in der Schweiz und im Elsaß, war ein tapferer, ritterlicher Mann, hatte einen nüchternen, praktischen Verstand, wollte die Ordnung und verstand dabei seinen Vorteil.

Mit Rudolfs Wahl war die kaiserlose Zeit im Deutschen Reiche (1254-1273) beendet. Der neuerwählte König entsprach auch den Erwartungen und bewies bei Wiederherstellung der

Ordnung die größte Tatkraft. Nur Ottokar weigerte sich, auf seine Macht pochend, dem neuen Könige zu huldigen. Das hatte für ihn den Verlust von Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain zur Folge, und er mußte Böhmen aufs neue von Rudolf als Lehen entgegennehmen. Erbittert über diese Demütigung, greift er zu den Waffen gegen Rudolf. Bei Dürnkrut auf dem Marchfeld kam es am 26. August 1278 zur Entscheidung. Ottokar unterlag; er selbst fiel.

In feierlichem Zuge trug man den Toten vor das Riesentor der Kirche, wo der siegreiche Kaiser die Leiche mit fürstlichen Ehren empfing. Die österreichischen Erbländer erhielten nun die Söhne Rudolfs, — Albrecht und Friedrich, — als Lehen, deren Geschlecht weit mehr als ein halbes Jahrtausend in Oesterreich regierte, das unter den Habsburgern seine deutsche Sendung erfüllte.

Statt die am 30. April 1276 zum Teile niedergebrannte Kirche einfach wieder aufzubauen, ging man viel weiter. Man begann einen Bau, der auch als Kathedrale (Bischofskirche) genügen konnte, wenn einstmals in Wien ein Bistum errichtet werden sollte, und der allgemein als der Albertinische Bau bezeichnet wird.

Schon Leopold Der Glorreiche (gest. 1230) und Friedrich der Streitbare (gest. 1246) hatten mit dem Heiligen Stuhle wegen der Errichtung eines Wiener Bistums verhandelt, da die bedeutenden österreichischen Länder bisher fremden Kirchenfürsten unterstanden. Der größte Teil war in kirchlichen Dingen dem Bistum Passau untergeordnet, die Gegend um Pitten gehörte zum Sprengel des Erzbistums Salzburg, die Pfarren Au und Hof am Leithagebirge, Zillingsdorf, Mannersdorf und Sommerein standen unter dem Krummstab des Bischofs von Raab in Ungarn. Wien, nach Köln am Rhein die größte Stadt im Deutschen Reiche, Residenz der Landesfürsten und wesentlich bedeutender als Salzburg oder Passau, hatte hingegen keinen eigenen Bischof. Das Verlangen nach einem solchen war daher nur zu berechtigt; doch die Kirchenfürsten, besonders jener von Passau, wehrten sich gegen jede Verkleinerung ihrer Gebiete. Zäh hielt die Habsburger von allem Anbeginn ihrer Herrschaft an dem von den Babenbergern übernommenen Gedanken fest. Dafür schien ihnen freilich der ottokarische Bau zu enge. Neue Gesinnungen und neue Lebensformen kamen zum Durchbruch. Auch in der bildenden

Kunst war der neue Stil des Westens siegreich und wurde im eigenem Geiste umgestaltet. Man ging daher vor allem daran, dem Bau ein großes, auch einer Bischofskirche würdiges Chorbau anzufügen. Dazu wurde ein dem Stifte Zwettl gehöriges Gebäude (s.S. 421) samt anschließendem Grund angekauft, das hinter der alten Apsis gelegen war und der Erweiterung im Wege stand.

Der ottokarische Bau mußte nun einem noch weiter nach Osten ausladenden Chore mit polygonal abschließendem, ziemlich stark vortretendem Mittelschiffe weichen. Noch unter Albrecht I. wurde 1304 der neue Chorbau in Angriff genommen und unter seinem Sohne Albrecht II. 1340 vollendet. Die lange Bauzeit, als auch der bauliche Befund lassen eine Unterbrechung vermuten. Es mochten wohl auch die erforderlichen Geldmittel gefehlt haben. Jahre der Mißernte, aber auch Krieg und Seuchen mochten der Opferwilligkeit von Fürst und Volk Grenzen gesetzt haben. Mancherlei Legate und Zuwendungen von privater Seite sind uns aus Urkunden bekannt. Auch der heilige Vater selbst nahm sich der Sache an. Im Archiv der Dompropstei zu St. Stephan ist noch ein Brief vorhanden, gefertigt zu Avignon (Papstresidenz von 1308 - 1378), den 5. November 1339, vermöge dessen ein Ablass auf 40 Tage von mehreren Bischöfen denjenigen verliehen wird, welche die Kirche bei St. Stephan andächtig besuchen und zu dem Baue dieser Kirche, besonders aber zu dem neuen Chore und dem Tabernakel hilfreiche Hand leisten. Außerdem besagt eine Chronik, daß Herzog Albrecht II. im Jahre 1339 von jedermann, ohne die Kinder in der Wiege auszunehmen, einen Groschen Steuer abgefordert habe, welchen er nach Meinung des Abtes Link (Annal. Zwettl) zum Baue von St. Stephan verwendete. Ob diese Steuer tatsächlich für den gedachten Zweck bestimmt war, wird von anderer Seite allerdings bezweifelt.

Nach dem Zeugnisse der Klosterneuburger Chronik konnte aber doch schließlich der Passauer Bischof, Herzog Albert von Sachsen, der einst selbst Pfarrer von St. Stephan gewesen war, am 3. April 1340 die kirchliche Weihe vornehmen. Aus dieser Zeit rühren wenige, aber wertvolle Reste von Wandmalerei im Chore her.

Schon gelegentlich des Chorbaues war wohl der Plan aufgetaucht, eine große Kirchenhalle zu errichten. Hatte man im Chorbau eine selbständige Lösung des gotischen Stilproblems gefunden, so war damit der ungeheure Reichtum, die innere Lebendigkeit und der sprühende Reiz der französischen Gotik nicht annähernd erreicht. Um auch diese Vorteile zu gewinnen, ohne vom eigenen Wesen abzuweichen, bedurfte es freilich einer Persönlichkeit, die auch fähig war, den neuen Baugedanken in die Tat umzusetzen. Sie erwuchs Oesterreich eben damals in dem Herzoge Rudolf IV. dem Stifter.

Dieser Fürst war ein in seiner ganzen Art kennzeichnender Vertreter österreichischen Wesens, der in seiner kurzen Regierungszeit (1358 - 1365) den Grundstein zur kulturellen Vormachtstellung Wiens und Oesterreichs legte. Trotz der ihm von der Vorsehung zugemessenen knappen Zeit und der ihm zu Gebote stehenden beschränkten Mittel hat er doch in vielem dem Lande dauernd seinen Stempel aufgedrückt.

Ist die Wiener Universität, die er 1365 ins Leben rief (17 Jahre nach Gründung der ersten Universität Deutschlands zu Prag), mit seinem Namen untrennbar verknüpft, so lag ihm vielleicht der Dombau, in dessen prunkvoller Weiterführung der überschwengliche Hochflug der Gedanken Rudolfs am sinnfälligsten Ausdruck findet, noch mehr am Herzen, denn in edlem Wettstreit mit seinem Schwiegervater, dem deutschen Kaiser und König von Böhmen, Karl IV., wollte er dessen Werk,

den Prager Veitsdom, an Großartigkeit noch übertrumpfen.

Der Rudolfinische Bau.

Wer den deutschesten der deutschen Dome schuf, wer den Turm, der sich von Geschoß zu Geschoß verjüngend, kraftvoll und doch leicht emporreckt, wessen hehrem Geiste die Fülle edelster Formen und künstlerischer Einfälle entsprang, — das wissen wir nicht. Der Plan des Domes ging verloren wie der Name seines Schöpfers.

Thomas Ebendorfer, der Rektor der Wiener Hochschule (gest. 1464), berichtet in seiner österreichischen Chronik, Rudolf IV. habe zum Baue seiner Lieblingsschöpfung die tüchtigsten Werkleute nach Wien berufen, darunter auch einen Meister aus Klosterneuburg, der durch seine Gestaltungskraft alle Steinmetze so in Erstaunen versetzte, daß sie erklärten, der Erhabenheit seiner Baugedanken nicht folgen zu können. Seine Nachfolger hätten sich solche Abweichungen vom ursprünglichen Plane erlaubt, daß alles, was nach des Klosterneuburgers Abgang aufgebaut worden war, wieder abgetragen werden mußte. Ebendorfer beruft sich bei seinen Angaben auf den Kirchenmeister Hanns Kaufmann, der von 1411 bis 1415 amtierte und gewiß genau Bescheid wußte. Leider verschweigt er den Namen des genialen Baumeisters und so bleibt die Frage der Urheberschaft am Bauplan für die Kunstgeschichte offen, bis vielleicht ein glücklicher Archivfund das Dunkel aufhellt.

Manche Anzeichen sprechen dafür, in der Person des Meisters Wenzla den Verfasser des ursprünglichen Bauplanes zu vermuten. Dieser war ein Schüler Peter Parlers (geb. 1330, gest. zu Prag am 13. Juli 1399), welcher letzteren Kaiser Karl IV. nach Prag berufen hatte, um dort am Veitsdom sein überragendes Können zu verwerten. Obwohl eine künstlerische Abhängigkeit vom Prager Dom nicht festzustellen ist, ja der Wiener Bau den schärfsten Gegensatz zu dem ganz vom französi-

schem Geiste durchdrungenen Dombau bildet, deuten andererseits Details in den älteren Erweiterungsbauten, den beiden an die Westfassade angeschlossenen Kapellen (Herzogs- und Tirnakapelle) auf Klosterneuburger Einflüsse, so daß jene Tradition etwas für sich hat.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung sucht Feil nachzuweisen, daß der 1403 und 1404 genannte Dombaumeister Wenzla kaum mit dem Verfasser des Planes identifiziert werden kann. Zwischen ihm und dem Meister Seyfried, der 1368 am Bau tätig war, dem aber von keiner maßgebenden Seite die Pläne zugeschrieben werden, klafft eine Lücke, die zu schließen bisher nicht gelang, denn erst nach 1389 wird der Name Wenzlas erwähnt.

Am 11. März 1359 machte Rudolf IV. den ersten Spatenstich zu den geplanten Erweiterungsbauten und am 7. April legte er in Gegenwart seiner Gemahlin und des Hofes den Grundstein zum Südturme und bestimmte schon im Hinblick auf seine weiteren Pläne, "daß alles, was der Sankt Stephanskirche an Gütern, Gülten, Kleinodien oder sonstigem wie immer geartetem Besitz im Laufe der Zeit gewidmet würde, auf ewig bei ihr zu verbleiben habe".

Abb. 6, S. 15 zeigt die Grundsteinlegungsurkunde von St. Stephan aus dem Jahre 1359.

Am 12. April 1363 wählte Rudolf den Dom zu seiner Begräbnisstätte und zum Erbbegräbnis des Herzogshauses.

Im Todesjahre Rudolfs (1365) wurde mit den Bauarbeiten am Südturme begonnen. In 68jähriger Arbeit wurde dessen Ausbau durchgeführt. 1433 soll er durch Meister Hanns von Prachattitz vollendet worden sein. Denn auch diesem Datum wird in jüngerer Zeit nur bedingungsweise Richtigkeit zugebilligt. Es gründet sich auf eine im Jahre 1725 von Hieronymus Pez bekannt gemachte Turmvollendungsnotiz, die lautet: "Item eodem anno

[Faint, mostly illegible handwritten text, likely a historical document or manuscript fragment.]

Abb. 6 Grundsteinlegungsurkunde von St. Stephan aus dem Jahre 1359. Derzeit im Dom- und Diözesanmuseum.

tertio hat man den Chnopff auf den Turn zu sand Steffan gesetzt, das die höch des Turns volpracht ist worden, quarta die post Michaelis". Die Auflösung des Datums ergibt: 1433 Oktober 2. Eine andere Quelle nennt hingegen 1437 als Jahr der Vollendung des Stephansturmes. Es handelt sich hierbei um Aufschreibungen, die aus dem Kreise der Wiener städtischen Kanzlei hervorgegangen sind und schon deshalb eine hohe Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfen. Die Stelle, wonach der Stephansturm 1437 nach Kolomanni (Oktober 13) vollendet würde, lautet:

Anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo septimo des freytags vor Judica in der vassten hora 3^a vor tags do cham ein grosser dorenslag und plekchicz. Anno domini .. 1437 in vigilia Marie Magdalene da kam so gar ein grosses weter und dorensleg und plekchicz das nyemant ains sölichen gedacht und yeder man gedacht es wolt got die welt vertiligen und der schwart tet grossen schaden an dem newn turen ze ... Wyenn und darnach nach Cholomanni da ward der turen gar volpracht per Helbling maister und Ulreich Perman kirchmaister.

Trotz dieses scheinbaren Widerspruches lassen sich die beiden Angaben miteinander vereinbaren. Wenn wir den Text der

zweiten Version genau durchlesen, so fällt besonders der Bericht über die beiden Unwetterkatastrophen mit Hagel in diesen Jahre auf. Das zweite Hagelwetter am 21. Juli soll derart arg gewesen sein, daß man glauben mochte, Gott wollte die Welt vertilgen. Der Schaden, den der Hagel an dem neuen Turm anrichtete, wird als besonders groß veranschlagt; darauf sei nach Kolomanni der Turm vollbracht worden. Man kann daher die Turmvollendungsnotiz von 1433 durchaus gelten lassen und jene von 1437 mit den Unwetterschäden des letztgenannten Jahres in Zusammenhang bringen, und darin gewissermaßen den Anfang der vielen späteren und nie aussetzenden Turmausbesserungen sehen, ohne die Möglichkeit abstreiten zu wollen, daß der Berichtstatter wirklich im Jahre 1437 den subjektiven Eindruck haben konnte, Zeuge der endgültigen Turmvollendung gewesen zu sein. So wird denn auch von Prof. Dr. Hans Tietze in der Oesterreichischen Kunsttopographie, Band XXIII (erschienen 1931) an dem Vollendungsjahr 1433 festgehalten, und auch die Erinnerungsfeier an den fünfhundertjährigen Bestand des Domes, die den vom 7. bis 12. September 1933 in Wien abgehaltenen Allgemeinen Deutschen Katholikentag umrahmte, gründet sich auf die Jahreszahl 1433.

Mit der Vollendung des Domes war das unübertroffene Meisterwerk eines gotischen Turmes geschaffen, dessen wuchernde Lebensfülle in einem überraschenden Gegensatz zur kühlen mathematischen Erarbeitung der Formen gotischer Türme in Frankreich oder am Rhein (Köln) steht. Der Hochturm von St. Stephan gibt dem Stadtbilde für alle Zeiten sein besonderes Gepräge und ist geradezu zum Sinnbilde der Stadt geworden. In ihm findet der Einheitswille, der alle Teile des Baues so wundervoll zusammengestimmt hat, den aufs Höchste gesteigerten Ausdruck.

Durch all' die Jahrhunderte bereitete die Erhaltung und Betreuung des Turmes große Schwierigkeiten. So mußten schon im 15. und 16. Jahrhundert wegen mehrfacher Schäden Herstellungsarbeiten vorgenommen werden. Am 14. Oktober 1449 schlug der Blitz in den Turm und zündete; das ganze Holzwerk brannte aus, und auch das dort befindliche Hornwerk ging in Flammen auf. Dieses Werk war eine große mit Blasbälgen versehene Pfeife, die ähnlichen Zwecken diente, wie etwa die Birglocke im nördlichen Heidenturm; sie war sozusagen ein Vorläufer der heutigen Nebelhörner. Das zerstörte Hornwerk wurde im darauf folgenden Jahre von dem berühmten Orgelbauer Erhardt neu hergestellt.

Auch die Turmspitze war ein stetes Sorgenkind. Ursprünglich hatte eine Steinkugel die Spitze gekrönt. Als im Jahre 1514 mehrere Gewitterstürme wüteten und der Blitz mehrmals in die Turmspitze einschlug, bog sich die Helmstange, und der Gipfel drohte einzustürzen. Vom Kirchenbaumeister Gregor Hauser wurden umfassende Ausbesserungen vorgenommen, die erst im Jahre 1519 beendet waren. Bei dieser Gelegenheit wurde die Helmstange wieder gerade gebogen und an die Stelle des früheren Turmknopfes die "Mondsichel mit dem Stern" (s. Abb. 7) aus Messing aufgesetzt, um gleichsam den Kampf der Kirche mit den Ungläubigen und ihren Sieg über diese anzudeuten.



Abb. 7.
Halbmond mit Stern auf dem
Stephansturm. ()

Nach Rauners "Hohenstaufen" Cap. VI., Seite 80, galt "Mond" und "Stern" im Geschmacke der damaligen Zeit als eine Art Versinnlichung für Kaiser und Papst. Der Halbmond mit dem Stern war übrigens eine damals für Turmgiebel sehr häufig angewendete Bekrönung. Auf keinen Fall steht diese Turmzier von St. Stephan mit dem Türkenjahr 1529 in Beziehung, was schon

daraus erhellt, daß sie 10 Jahre vord~~er~~er ersten Türkenbelagerung Wiens an dem Turm angebracht worden war.

1551 ließ der Stadtrat auf die obersten Spitzen des Turmes je ein Hirschgeweih aufsetzen, weil man der Meinung war, dadurch das "wilde Feuer" (den Blitz) abwenden zu können, denn es ging die Sage, daß noch nie ein Hirsch vom Blitz erschlagen worden wäre. Der Oberstjägermeister Erasmus von Liechtenstein erhielt für diese "acht Hirschengestienk ein Dreiling Most in drein Vaslein im Namen gemeiner Stadt zu verehren" (Urkunde bei Geusau, Band IV., S. 183, Anm.).

Solche Geweihe waren zu dieser Zeit auf vielen Häusern und Türmen Wiens angebracht und auch auf den vier Turmspitzen der Hofburg fehlten sie nicht. Da sich diese vermeintliche Schutznahme aber nicht bewährte und der Turm mehrmals vom Blitze getroffen und dadurch schadhaft geworden war, nahm man mehr als 250 Jahre später diese Geweihe wieder herab, da man mittlerweile in der Erfindung des Blitzableiters (durch Benjamin Franklin, 1752) ein besseres Schutzmittel gefunden hatte. Ein solcher wurde 1810 durch Chevalier Landriani auf der Turmspitze angebracht.

Aus den verwitterten Hirschhornresten der außer Dienst gesetzten Geweihe ließ der mit der Aufsicht von Ausbesserungsarbeiten ~~betraute~~ am Dome betraute Magistratsrat Ignaz Heyss eine große Tabakspfeife schnitzen, die noch im gleichen Jahre als Schaustück im Gastzimmer des von ihm besuchten Wirtshauses aufgestellt wurde und diesem den Schildnamen gab.

Die Gastwirtschaft "zur Tabakspfeife" befand sich im alten 1911 demolierten Trattnerhofe (heute Graben Nr. 29, s. Band 1, S. 142; dort auch Abbildung und Näheres über die Pfeifenteile).

1590 wurde der Turm von einem Erdbeben so gewaltig erschüttert, daß die Helmstange, worauf der Knopf ruhte, aber-

mals verbogen wurde. Bei den Ausbesserungsarbeiten im folgenden Jahre wurde die steinerne Kugel mit Stern und Halbmond durch eine vergoldete ersetzt. Die Kosten hiefür wurden zum Teile aus Strafgeldern bestritten, die Arbeiten vom Stadtmagistrat dem Wiener Stadtuhrmacher Hanns Ofner übertragen.

Auch die Stürme und Gewitter der Jahre 1671 und 1782, sowie die Beschiessungen im Jahre 1683 durch die Türken machten umfassende Ausbesserungen notwendig. Noch während der Türkenbelagerung hatte Kaiser Leopold I. gelobt, an Stelle des Halbmondes ein christliches Abzeichen, nämlich ein Kreuz mit einem beweglichen kupfernen Doppeladler aufsetzen zu lassen. Als der Kaiser am 14. September 1683 nach der feierlichen Dankmesse den Dom verließ, wurde er vom Bischof Graf Kollonitz beim Austritte aus der Kirche an das gegebene Versprechen erinnert, das nun sogleich ins Werk gesetzt werden sollte. Doch fand sich nicht sobald jemand zu einem solch' waghalsigen Unternehmen. Endlich meldete sich der Ziegeldecker Johann Ressaytko aus Brünn mit seinen beiden Söhnen Julius und Jakob dazu, der dieses Wagstück auch am 15. Juli 1686 unter großem Jubel der herbeigeströmten Menschen vollbrachte. Nachdem Ressaytko in feierlichem Zuge vom Hause abgeholt worden war und er selbst schon für eine möglichst lärmende und umfangreiche Aufmachung gesorgt hatte (der Mann verstand sich auf Reklame), wurde zur Tat geschritten.

Die drei erklimmen zum Teile auf Leitern die äußerste Spitze des Turmes, worauf der eine einen Pistolenschuß abfeuerte, der andere die Trommel rührte und der dritte Gedenkmünzen, die der Magistrat zu diesem Zwecke eigens hatte prägen lassen, hinabwarf und einen Pokal Wein auf das Wohl der Stadt austrank. Mond und Stern wurden aus der Helmstange gehoben und auf Stricken herab gelassen. Als Belohnung für den Wagenut erhielt

Ressytko 1000 Gulden und überdies für sich und seine beiden Söhne je einen neuen Anzug (Ressytko besserte 1686 auch den Adler auf dem Nordturm aus, ~~s.S.~~...).

Der alte Turmschmuck wurde in die Wohnung des Bischofs Kollonitz überbracht, wo er vom Volke besichtigt werden konnte. Mond und Stern waren aus Messing und hatten samt dem Helm ein Gewicht von 59 Pfund. Die Messingringe, die zur Befestigung dienten, hatten Inschriften und zwar standen auf dem obern die Worte: "So lange ich athme, hoffe ich, Valentin Sebald". Der Schild in der Mitte zeigte einen laufenden Löwen als das Zeichen des Monats Juli, in welchem der Stern verfertigt worden und in den die Jahreszahl 1591 eingestochen war. In dem untern Ringe las man die Worte: "Wolfgang Eglauer, Christus ist meine Hoffnung, meines Alters 24 im Jahre 1591, den 31. July".

Wenn diese von Ogesser angeführten Inschriften (die dann von späteren Schriftstellern übernommen wurden) hinsichtlich der wiedergegebenen Jahreszahl tatsächlich richtig sind, könnten Zweifel darüber bestehen, ob diese Turmzierde nicht, wie früher erwähnt, schon im Jahre 1519 (s.S. 17.) sondern erst im Jahre 1591 an der Turmspitze angebracht worden sei. Andererseits wäre es doch wieder merkwürdig, daß zweimal statt 1519 irrtümlich 1591 gestochen, also der gleiche Fehler gemacht worden wäre. Und doch scheint es ~~doch~~ so zu sein (oder Ogesser hat die Jahreszahl schlecht wiedergegeben), denn unweit des ~~Neithardgrabes~~ Neithardgrabes an der südlichen Aussenwand des Domes ist in die Mauer ein Grabstein eingefügt (s.S. 65.), der einem Wolfgang Eglauer, gest. 1573, zugehört. Da laut der obigen Inschrift der Künstler gleichen Namens zur Zeit seines Werkes 24 Jahre zählte, so wäre er, wenn 1519 das richtige Jahr seiner Arbeit ist, im Jahre 1495 geboren worden, hätte also nach der Grabschrift ein Alter von 78 Jahren erreicht. 1591

war hingegen der am Stephansfreithof begrabene Eglauer schon lange tot. Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß derjenige, auf den sich das Epitaph bezieht, mit dem Künstler Eglauer identisch ist; dann aber besteht kein Zweifel mehr, daß Mond und Stern schon im Jahre 1519 aufgesetzt wurden und daß, wie es auch bei Tietze zu lesen ist, 1591 nur ein Ersatz der steinernen durch eine kupferne Kugel erfolgte.

Die im Volke verbreitete Meinung, daß die Aufsetzung des Halbmondes 1529 über Wunsch Sultan Solimans erfolgt sei, um den Tum von der Beschießung durch die Türken zu befreien, gehört in das Reich der Fabel, worauf schon anfrüherer Stelle hingewiesen wurde.

Nach durchgeführter Besichtigung durch das Volk wurde Mond und Stern am 6. August 1686 dem Kupferstecher Martin Lerch übergeben, der in die Mondscheibe eine Hand mit einer Feige und daneben die Worte "Haec Solymane Memoria tue 1529" (dies ist, Soliman, zu Deinem Andenken 1529) eingestochen hat.

Ueber Befehl des Kaisers Leopold I. wurde die alte Turmzier sodann in die kaiserliche Galerie (in der Stallburg) übertragen und kam später von dort (1732) in das bürgerliche Zeughaus "Am Hof". Nach Erbauung des neuen Rathauses (1883) und Einrichtung des Historischen Museums der Stadt Wien dortselbst wurde die Turmzier diesem Museum einverleibt.

Am 14. September 1686 wurde als Turmspitze ein spanisches Kreuz aufgesetzt, das aber, weil es unbeweglich war, ein Sturmwind schon am 14. Dezember des gleichen Jahres herabwarf.

Unter allen Vorschlägen, die nun von verschiedenen Seiten gemacht wurden, fand die Erfindung des kais. Rates und Kirchenmeisters bei St. Stephan, Herrn Philipp von Radek, den größten Beifall. Ueber die Person Radeggs (so richtig geschrieben) siehe Band 1, S. 30. und Band 2, S. 55.

Er ließ am 15. September 1687 einen hölzernen, beweglichen Adler auf dem Turme zur Probe aufsetzen, und da er sich bewährte und ihm auch der stärkste Wind nichts anhaben konnte, ließ man nach diesem Modell (durch Franz Georg Scheidler) einen Adler aus Kupfer anfertigen. Fertiggestellt, wurde er in der Kirche dem Volke gezeigt und am 31. Oktober durch den Bischof Ernst Grafen von Trautson geweiht. Sodann erfolgte durch Johann Kuchler, damaligen Steinmetz und Hüttenknecht bei St. Stephan (sein Grabmal s. S. 300) mit Beihilfe seiner Gehilfen die Aufsetzung auf der Turmspitze, während welcher Arbeit die Trommel gerührt und sowohl silberne als auch goldene Denkmünzen herabgeworfen wurden.

Das Kreuz war 6 Schuh, 7 Zoll hoch und samt dem Adler 120 Pfund schwer. Zur Bestreitung der Unkosten wurden aus der Kirchenkasse 500 GÜlden beigetragen. Es hat beiderseits lateinische Inschriften, die in deutscher Uebersetzung lauten: "Jesus von Nazareth, ein König der Juden. In diesem Zeichen (hier ist der Name Jesu und Mariä entworfen) wirst Du überwinden 1683, - Auf Dich, o Herr ! (nach diesem Worte zeigt sich das Stadtwappen) habe ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden". Unterhalb liest man: "Der Mond ist herab und das Kreuz aufgesetzt worden im Jahre 1686, da die Christen die Stadt Ofen eingenommen. Wien wurde von den Türken den 14. Juli 1683 belagert und den 12. September unter der Regierung des Kaisers Leopold I. entsetzt".

Auf dem Schwerte, das der Adler in seinen Krallen hält, liest man: "Diese Stadt ist 1683 von Sr. Excellenz dem Herrn Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, Generalfeldmarschall und Kommandant von Wien wider die Türken verteidigt worden. Auf gnädigen kaiserlichen Befehl und unter der Aufsicht Sr. Eminenz, des hochwürdigsten Herrn Kardinals Leopold von Kollonitsch,

Bischofs zu Wiener Neustadt, welcher bei der Belagerung zugegen war, ist der Adler samt dem Kreuze auf diesem Turme errichtet worden".

Die Brust des Adlers ziert das österreichische Wappen mit den Buchstaben L I (d. i. Leopold I.).

Indem Zepter, das der Adler hält, sind die Worte eingestochen: "Anstatt des Mondes, welchen Kaiser Leopold durch das Zeichen des Kreuzes überwunden und vom St. Stephansturme herabgenommen hat, ist dieses Kreuz unter dem Bürgermeister Simon Stephan Schuester, kaiserlichem Räte und unter dem löblichen Stadtmagistrate, nachdem Ferdinand Philipp von Radeck, kaiserl. Rath und Kirchenmeister erfunden und Kaiser Leopold I. gut geheissen hatte, an dem Vorabende Allerheiligen erhöht und aufgerichtet worden".

Durch die Beschießung des Turmes durch die Franzosen im Jahre 1809 erlitt der Turm wieder mehrfache Beschädigungen, die neuerliche Ausbesserungsarbeiten notwendig machten. Die im folgenden Jahre unter der Leitung des Hofarchitekten Josef Amann begonnen Arbeiten erwiesen sich jedoch nur als eine halbe Maßregel ohne dauernden Wert. Besonders die erhebliche Abweichung der Turmspitze nach Westen erregte Besorgnisse für den Fortbestand des Baues. 1838 lösten sich Stücke des Steinwerkes ab, fielen auf den Stephansplatz und gefährdeten die Vorübergehenden. Ueber Auftrag der Staatsverwaltung wurde nun der Turm zum Zwecke einer gründlichen Untersuchung durch die Zimmermeister Anton Rueff und Jakob Fellner eingerüstet. Das nach dem Plane des Architekten Baumgartner hergestellte Gerüst aus Holz, das aus 22 Stockwerken bestand, war leicht, zweckmäßig und kunstreich konstruiert. Es hatte den wesentlichen Vorteil, daß es sich, - obgleich eine Hülle rings um den Turm bildend, - selbständig trug, ohne mit dessen Gemäuer in Berührung zu stehen. Mit seiner Aufstellung war am 12. Oktober 1838 begonnen worden;

am 1. Mai 1839 war sie beendet. Eine Kommission, an deren Spitze der Stadthauptmann Freiherr von Bartenstein stand und deren technische Autorität der Architekt Rösner war, schritt nun zur genauen Untersuchung des Turmes. Der Befund fiel so ungünstig aus, daß man sich entschließen mußte, die Turmspitze um etwa 20 Meter abzutragen. Die Durchführung, die dem Architekten Josef Baumgartner übertragen worden war, nahm mehr als ein Jahr in Anspruch (19.8. 1839 bis 25.8. 1840).

Am 20. August 1839 hob man Kreuz und Adler aus der eisernen Blechstange heraus und ließ beide in das Innere des Turmes herab. Der ganze Akt der Abnahme war in $1 \frac{1}{2}$ Stunden unter Leitung des k.k. Hofzimmermeisters Jakob Fellner durch den Zimmerpolier Karl Binder und acht Zimmergesellen vollzogen.

Bei der weiteren Abtragung zeigte sich, daß das an der obersten Spitze von außen angebrachte Eisen in unversehrtem Zustande, während jenes im Innern des Steines befindliche, — die Helmstange und Einiges von größeren Dimensionen ausgenommen, — größtenteils oxidiert war. Die Steine waren dort, wo sich der Turm massiv zeigte, in weit besserem Zustande als dort, wo er hohl war. Schwierig gestaltete sich das Herabschaffen der fast 20 Meter langen und 25 Zentner schweren Helmstange. Sie mußte, so oft ein größeres Stück von der sie umgebenden Steinmasse abgelöst war, mit einer Metallsäge durchschnitten werden. So kam die Stange in vier Teilen zur Erde.

Da der stehen gebliebene Rest des oberen Turmteiles als ein Gemäuer, das bereits einige Jahrhunderte überdauert hatte, Berücksichtigung erheischte, mußte bei dessen Ueberbauung besonders auf Verminderung der zu tragenden Last gesehen werden.

Der k.k. Hofbaurat Paul Sprenger, Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste, entwarf einen Plan, der eine Gewichtsverminderung der Spitze um mehr als 300 q vorsah. Die-

sem Plane entsprechend wurde in der Maschinenwerkstätte des Mechanikers Samuel Bollinger ein 72 Fuß hohes pyramidenförmiges Eisengerippe hergestellt, um die obere Turmspitze so zu einem einzigen festen Körper umzugestalten. Neben seiner eigentlichen Bestimmung einer konsistenten Unterlage des Steinbaues fungierte dieses Gerippe aber zugleich auch als Wetterleiter und sollte sonach allfällige Blitzschläge vom Gestein ablenken und dieses vor Beschädigungen bewahren. Um der Oxidierung wirksam zu begegnen, wurde das Gerippe, das 33.612 Gulden C.M. kostete, mit roter Oelfarbe angestrichen.

Im Herbst 1841 begann man darüber das Mauerwerk aufzuführen. Statt der 50 q schweren Steinrose wurde eine von Kupfer, hohl getriebene, nur 950 Pfund wiegende, an Form und Größe aber der früheren genau nachgebildete angebracht, wozu der Bildhauer Anton Dietrich das Modell lieferte.

Das Baumaterial bezog man aus den Steinbrüchen von Mannersdorf und Margarethen am Moos; hauptsächlich verwendete man das von Margarethen für den eigentlichen Turmkörper, weil es sich durch leichte Bearbeitung, geringes Gewicht und eine besondere Dauerhaftigkeit auszeichnete. Zur Verbindung der Steinmassen nahm man hydraulischen Kalk.

Am 20. Oktober 1842 konnte das neu angefertigte und durch Michael Lorenz feuervergoldete Kreuz samt Adler durch den k.k. Hof- und bgl. Kupferschmiedemeister Karl Obrist aufgestellt werden.

Unter größter Feierlichkeit erfolgte in Anwesenheit des Hofes, der geistlichen und zivilen Würdenträger die Einweihung des vor dem Hochaltar von St. Stephan aufgestellten Kreuzes durch den Erzbischof Milde. Sodann wurde von dem assistierenden Domherrn, Grafen von Welsersheimb, die auf Pergament geschriebene Einweihungsurkunde verlesen. (Deren

Hinterlegung in den Knopf des Turmes geschah am 24. November 1842).

Unter Anstimmung der Ambrosianischen Lobhymne wurde schließlich das auf dem Adler befestigte Kreuz mit einer einfachen, auf dem obersten Gerüst angebrachten Aufzugsvorrichtung zur Turmspitze aufgezogen, wozu 30 Minuten benötigt wurden. Während des feierlichen Aktes betrat der Hofzimmermeister Jakob Fellner den höchsten Querbalken des Gerüstes, um die kaiserliche Fahne in den Lüften zu entfalten. Kreuz und Adler wurden von ihm und seinen Gesellen in Empfang genommen und aufgesetzt.

Die alte Turmzier kam ins bürgerliche Zeughaus "Am Hof" und nach Einrichtung des Historischen Museums der Stadt Wien dorthin, wo sie sich noch befindet (s. Abb.8). Die beiden



gotischen Plastiken beiderseits des Kreuzes stammen gleichfalls aus den früheren Beständen des Domes.

Die Wiederherstellungsarbeiten der Jahre 1840/42 erweisen sich nicht als durchgreifend, denn der Turm war schon tiefer hinab schadhaft geworden. Auch ergab sich, daß Sprengers Konstruktion völlig verfehlt war. Die Steinstücke lösten sich von der Eisenunterlage, so daß herabfallende Teile den Verkehr neu-

erdings gefährdeten. Im Herbst 1859 wurde daher der Turm mit einem Schutzgerüst versehen und einer neuerlichen Kommissionierung unterzogen. Dabei ergab sich, daß der ganze Teil des Helmes unterhalb des neuen Aufbaues (von 1840) sich in einem Zustande unbeschreiblicher Verwahrlosung befand. Das Baukomitée erklärte den Bauzustand des oberen Turmhelmes für so bedenklich, daß man den gänzlichen Einsturz befürchtete.

Dadurch wurde die neuerliche Abtragung des Helmes unvermeidlich. Noch im Jahre 1858 war unter dem damaligen Minister Graf Thun ein Dekret erlassen worden, laut welchem der Staat die Verpflichtung übernahm, jährlich 50.000 Gulden zum Turmbau beizusteuern. Am 19. Juli 1860 wurde die Turmbekrönung (Adler und Kreuz) herabgenommen. Am 20. Oktober des gleichen Jahres erließ Kardinal Rauscher und der Bürgermeister einen gemeinsamen Aufruf zu Beiträgen für den Turmbau, der ein Sammelergebnis von 409.196 Gulden brachte. Im folgenden Jahre wurde der Turmhelm abgetragen, doch dauerte es eine kleine Weile, bis er durch einen neuen ersetzt wurde.

Drei Jahre sahen die Wiener nun einen Turmstutz à la Notre Dame, bis am 15. August 1864 das neue Kreuz mit einem drei Zentner schweren Adler geweiht werden konnte, was wieder Anlaß zu einer großen Feier gab, an der Kaiser Franz Joseph I. mit seinem Hofstaat, die Minister, der Bürgermeister und die Gemeindevräte teilnahmen. Wegen des an diesem Tage herrschenden Regenwetters wurde das neue Kreuz jedoch erst drei Tage später, an Kaisers Geburtstag aufgezogen.

Gelegentlich dieser Restaurierung wurde auch die bis dahin am Hochturm angebrachte Turmuhr (s. S. 89) entfernt und die Wohnung des Turmwächters gänzlich umgestaltet.

Die Wiederherstellungsarbeiten am Turme selbst zogen sich noch bis 1872 hin.

Der Stephansturm, wohl der schönste der Türme, welche die Gotik geschaffen hat, nimmt hinsichtlich seiner Höhe (136.7 m) erst die vierte Stelle unter den Domtürmen Europas ein. Der Ulmer Dom ist um 24 m, der Kölner Dom um 20 m und der Straßburger Dom um 8.6 m höher.

Wer heute den Turm betrachtet, sieht am Turme Steinstücke in helleren und mehr oder weniger nachgedunkelten Farben, ein Beweis, mit welcher Sorgfalt heute Dombaumeister und Bauhütte den alten "Steffel" betreuen. Er ist in guter Hut. Jeden Tag steigt ein Steinmetz hinauf auf den Turm, klopft verdächtig scheinende Stellen mit dem Hammer ab, märkt sie, wenn der Klang einen Schaden anzeigt, an, und sobald als tunlich wird das Stück herunter geholt und in der Bauhütte nachgebildet. Wertvolle Figuren und Stücke, die im Originale nicht mehr zu retten sind, kommen in das städtische Museum. Stückweise wird das ausbesserungsbedürftige Material vom Turme herunter geholt und ebenso wieder hinauf geschafft. Fachleute vermuten, daß schon so viel Stein ersetzt worden sei, als zu einem dritten Turme genügen würde.

Nach dem ursprünglichen Plane hätte der Dom außer den beiden Heidentürmen zwei symmetrisch hohe Türme haben sollen. Der Grundstein zum ausgebaut gebliebenen Nordturm wurde 1450 gelegt, aber erst 1467 wurde die Arbeit tatsächlich in Angriff genommen; doch erreichte er an Höhe nicht einmal die Hälfte des Südturmes. Das Schicksal ließ den Bau des Nord- oder Adlerturmes in die Zeit einer andern Weltanschauung hineinwachsen, die sich durch die Vorwehen der Reformation ankündigte und das Werk zu einem vorzeitigen Abschlusse brachte. Schon der Baubeginn des Nordturmes stand unter einem Unstern.

Zweimal wurde für diesen Turm der Grund ausgehoben; das

erste Mal im Jahre 1444. Perger schreibt, daß die Arbeit wegen der Pest unterbrochen und das bereits Gemachte wieder zugeschüttet wurde. Die Pest konnte aber kaum die Ursache sein, denn von dieser Seuche ist um diese Zeit in Wien nichts bekannt. Es müssen also andere Gründe die Einstellung der Arbeit bedingt haben. Auch der Geschichtsschreiber Cuspinian, der etwa ein halbes Jahrhundert später lebte, schreibt wohl über die zweimalige Grundaushebung, übergeht aber ganz die Begründung hierfür. Er berichtet: "Ich habe von alten Männern vernommen, daß man zu diesem Turm zweimal die Grundfesten zu legen angefangen habe, erstlich 1444, allein der Bischof von Passau und der Baumeister der Kirche deckte sie wieder zu und so blieb es etliche Jahre. Endlich nach der Geburt Jesu 1450 am St. Hippolyttage, den 13. August, ist abermals die Grundfeste vom ehrwürdigen Vater und Herrn Simon, Propst zu Klosterneuburg und vom Steinmetz und Baumeister der Kirche, Johann Buchsbaum, gelegt worden. In diesem Jahre ist ein so saurer Wein gewachsen, daß ihn die meisten Bürger auf die Gassen schütteten, weil ihn vor Säure keine trinken wollte. Er wurde allgemein der Reifbeisser genannt, womit man sagen wollte, er sei vor der Reife vom Aeff verbrannt worden. Die Unverständigen nannten ihn Reifbeisser, als ob er die Faßreifen angriffe und zerfresse. Damals verbot König Friedrich III. bei schwerer Strafe, diesen Wein auszuschütten, und befahl, wenn ihn jemand nicht trinken wollte, ihn auf den Stephansfreithof zu bringen, damit man den Kalk mit ihm lösche und das Fundament recht bauen könne. Da hat man die alte Grundfeste wieder aufgedeckt und ein neues Malter mit Wein gemacht."

Die dem angeführten Zwecke auf diese Art zugeführten Weinmengen mögen nicht gering gewesen sein, denn aus zeitgenössischen Schilderungen wissen wir, daß damals die Weinlese in der

nächsten Umgebung Wiens 40 Tage dauerte, täglich zwei bis dreimal 300 Weinwagen in die Stadt kamen und man dazu 1200 Pferde brauchte.

Der Turmbau kam nicht so schnell in Gang. Die Kämpfe zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Albrecht, durch welche Wien stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, dürften hemmend gewirkt haben. So vergingen von der Grundsteinweihe bis zum Beginn des Turmbaues weitere 17 Jahre. Nachdem am 23. Dezember 1466 der Kaiser vier Taler wöchentlich zum Bau bewilligt hatte, konnte endlich am 2. Juli des folgenden Jahres Bischof Ulrich Nusdorfer von Passau den ersten Stein auf das Fundament setzen. Zehn Jahre später war der Gewölbeschluß der Barbarakapelle im Untergeschoß des Turmes erreicht. Drei Tage später wurden Meister und Parlier mit einem Essen geehrt (5. Juli). 1491 war man fast bis zur Höhe der Langhaus,- bzw. Querschiffmauern gekommen.

Die weiteren Fortschritte lassen sich aus den Jahreszahlen, welche die Steinmetze in die Quadern meisselten, feststellen (1499, 1502, 1511). Mit der letzten Schicht im Jahre 1512 fand der Bau seinen vorläufigen Abschluß.

Der Humanismus mit seiner stark diesseitig gerichteten Einstellung brachte religiösen Idealen kein Verständnis entgegen. Auch die Opferwilligkeit des Volkes war davon berührt und ließ nach. Immerhin hatte man die Hoffnung auf spätere Zeiten nicht aufgegeben und kaufte 1537 zur Errichtung eines Notdaches für den Turm 5300 Schindeln. Die Stürme der Reformation, die auch über Oesterreich gekommen waren, ließen aber schließlich jede Hoffnung schwinden, den Turm vollenden zu können. So setzte 1579 Hanns Saphoy die Renaissancehaube darauf, die ihn heute noch abschließt (s. Abb. 9, S. 31).

Auf der Spitze des geschweiften Kupferdaches, für welches



Nach einem Gemälde von Jakob Alt; Biedermeierzeit.

676 Pfund Kupfer zur Verfügung gestellt worden waren, ist eine Kugel und ein Adler angebracht. Eine Kupfertafel unter dem Adler trägt folgende Inschrift: "Michael Schwingenkessel von Lansperg, Burger und Kupferschmied in Wien, hat den Turm deckt und den Knopf darauf gemacht in MDLXXIX Jahr". Eine Inschrift auf der Kugel besagt in lateinischen Versen, daß 1579, da Johann Thau das drittemal Bürgermeister war, auf Befehl des Kaisers dieser Turmgipfel errichtet worden sei.

Der Turm erreicht einschließlich des bekrönenden Adlers, nachdem Turm und das darunter befindliche Tor benannt sind, eine Höhe von 63.50 Meter.

Eine Beschreibung des Domes aus dem Jahre 1779 erwähnt zwei Fenster im Turme, deren Inschriften: "Eile mit Weile" und "So lange ich atme, hoffe ich" die Hoffnung ausdrücken, den Turm doch noch einmal bis zur vollen Höhe des Südturmes führen zu können. Dombaumeister Schmidt arbeitete 1864 auch tatsächlich einen solchen Plan aus. Der im Gemeinderate eingebrachte Antrag wurde aber abgelehnt, wohl nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch aus ästhetischen Erwägungen, die wundervolle Silhouette des Domes nicht zu zerstören, wie sie schöner wohl kaum ersonnen werden kann.

Das Dach des Domes.

Mit der Herstellung der Turmhallen und der alten Giebel an der Südseite (s.S. ⁶³) war 1506 der äußere Bau mit Ausnahme des Nordturmes im wesentlichen vollendet, zu einer Zeit, als das österreichische Herrscherhaus seine größte Machtfülle erreicht hatte.

Hinter den Giebeln steigt das gewaltige Dach empor (s. Abb. 10, S. 33). 1426, sieben Jahre vor Vollendung des hohen Turmes, war das alte romanische Kirchenschiff niedergelegt worden, das bis dahin zwischen den aufsteigenden Domwänden immer noch zum Gebrauche stehen geblieben war.

Der neue Hallenbau des Domes, dessen Fertigstellung Jahrzehnte baukünstlerischer und bildhauerischer Arbeit erfordert hatte, zeigt gegenüber dem Chorbau eine gewaltige Steigerung der künstlerischen Ausdrucksmittel.

1440 waren die Außenmauern bis zur Höhe des Dachansatzes emporgeführt und 1446 konnte Hanns Puchsbaum die Einwölbung beginnen. 1490 war das Dach endlich fertiggestellt. Das 33 Meter hohe Hauptdach reicht vom Riesentor bis zum Hochturm und fällt dann zu dem viel niedrigeren Dache des Chores ab. Es hat bis zum Querschiff eine Länge von 50 Meter und im Mittelschiff

Abb. 10



Blick von Südost auf den Südturm (136 m Höhe), das Dach des Chors, hinter welchem der Abschluß des unausgebauten Nordturmes sichtbar wird, das Hochdach des Langhauses und, westlich abschließend, auf den südlichen Heidenturm.

eine Breite von 13 Meter und eine Höhe von 28 Meter. Der von einem Hahn gekrönte Ostgiebel des niedrigen Daches trägt die Jahreszahl 1490.

(s. Abb. 10)

Dieser 1660 erneuerte und schwer vergoldete Hahn hat seinen Grund in einer schönen symbolischen Deutung. Man sieht solch' einen auch auf manch' andern ältern Kirchen auf der Spitze des Daches thronen. Er soll nach christlicher Auslegung die Wachsamkeit und das Licht bedeuten. Allein auch als Wächter gegen den Teufel, der nur bis zum ersten Morgengrauen, also bis zum ersten Mahnenschrei, seine bösen Gedanken zur Ausführung bringen kann, wurde der Wetterhahn auf das höchste Gebäude gesetzt und ist so zum Gegenstand der Sage im Volksmund geworden. Auch an jenen auf dem Stephansdom knüpft sich eine solche (Emil Hofmann, Legenden und Sagen vom Stephansdom, Seite 127).

Bei der Erneuerung der Eindeckung wurden die Beide Dächer (das hohe und das niedrigere) bilden einen ganzen Wald von (2889) Lärchenstämmen und sind in nicht geringem Grade feuergefährlich. Daher standen schon seit altersher auf dem Dachboden 18 kupferne Fässer, deren jedes 293 Eimer faßt. Eine Schneckenstiege von 134 Stufen führt auf das untere, 6 Holzstiegen leiten weiter auf das obere Dach, das eine Anordnung in vier Stockwerken zeigt. Schon ursprünglich waren beide Dächer mit halbrunden, glasierten Ziegeln bedeckt, mußten jedoch 1683, als über 1000 türkische Geschosse auf das Kirchendach niedergefallen waren, erneuert werden, wobei man sich in der Zwischenzeit damit behalf, daß man zur Bedeckung des beschädigten Teiles unterdessen sich einer nach Ziegelart angestrichenen Leinwand bediente.

Nach der Beschießung durch die Franzosen im Jahre 1809 waren umfangreiche Ausbesserungen des Daches notwendig, die unter Leitung des Hofarchitekten Amann durchgeführt wurden.

Im Jahre 1833 wurde die Dachbekleidung abermals erneuert, wobei man die früheren Ornamente des niederen Daches durch einen 19 Meter hohen und 14 Meter breiten Adler ersetzte (s. Abb. 10).

Die Arbeiten, die damals der Architekt der k.k. n.ö. Landesdirektion, Cajetan Schiefer, leitete, wurden durch den Stadtziegeldeckermeister Michael Baumgartner ausgeführt, der auch die eigens glasierten Ziegel lieferte. Bei der Arbeit war ihm sein Vater, ein Greis von 69 Jahren behilflich, der trotz seines hohen Alters auf der Höhe des Daches unermüdlich tätig war.

Die mosaikartige Eindeckung mit Ziegeln in den ungarischen Nationalfarben - Rot - Weiss + Grün - soll nach der Tradition eine Erinnerung an die Herrschaft des Ungarnkönigs Matthias Corvinus in Wien (1485 - 1490) sein, doch fehlt hierfür jeder Beweis. Bei der Erneuerung der Eindeckung wurden die früheren Farben beibehalten.

Man kann die Baugeschichte des Domes nicht abschließen, ohne jener Männer zu gedenken, die das große Werk schufen oder irgendwie Anteil daran hatten.

Bauhütte zu St. Stephan.

Der mittelalterliche Bau von St. Stephan ist die Schule der Wiener Baumeister und Steinmetze geworden. Das gewaltige Unternehmen ließ eine Bauhütte entstehen, in der sich Erfahrungen und Gepflogenheiten von Geschlecht zu Geschlecht forterbten.

Die "Stain"- oder "Bauhütte" befand sich ursprünglich an der Westseite des Domes, wurde später jedoch an die Südseite des Stephansfreithofes verlegt, dort wo heute das Kurhaus steht (s.S. 84). Die Leitung der Hütte fiel dem Baumeister zu, dessen Stellvertreter der Parlier war.

Die Gesellen arbeiteten im Taglohn, erhielten aber auch Zubeßen an Speisen und Wein. Durchschnittlich arbeiteten 7 bis 10 Gesellen, 1476 sogar 14 bis 21, später sank ihre Zahl auf 2 bis 3 herab. Jeder von ihnen hatte sein eigenes

Werkzeihen, mit dem er jedes von ihm selbst verfertigtes Stück versah. Im Besitze großen technischen Könnens, erfüllt von der tiefen Mystik ihrer Schöpfungen, schufen die Gesellen selbst wieder Kunstwerke von gewaltiger Ausdruckskraft.

Meister und Gesellen kommen aus allen Ländern, ziehen wieder in die Weite, gebend und nehmend. So drang der Ruhm von der Bauhütte von St. Stephan bald in alle Lande. Schon auf dem großen Regensburger Hüttentage vom Jahre 1459 wurde Wien als ein Haupthüttenort des Deutschen Reiches erklärt und dem Meister der Wiener Hütte das ganze Gebiet von der Traun bis tief nach Ungarn hinein unterstellt. Nicht nur im Kirchenbau, sondern auch in den profanen Bauten der Stadt Wien spielte die Bauhütte eine wichtige Rolle. Seit der Türkenbelagerung von 1529, bei welcher namentlich der Südturm mannigfachen Schaden erlitt, erlahmte die Bautätigkeit der Hütte, die sich nun im wesentlichen auf Erneuerungsarbeiten beschränkte. Die Renaissance und der auch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in die Hütte eingedrungene Protestantismus führte seit 1564 zu Spaltungen und Streitigkeiten, ja selbst zu schweren Kämpfen. Italienische Baukünstler, seit 1520 in Oesterreich tätig, arbeiteten gegen die Dombauhütte, deren Leitung sie 1627 eroberten. Sieben Jahre später wurde sie völlig aufgelöst und lebte nur noch in der hiesigen Steinmetzinnung fort. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts finden wir bei St. Stephan eine wohlgeordnete Bauhütte wieder.

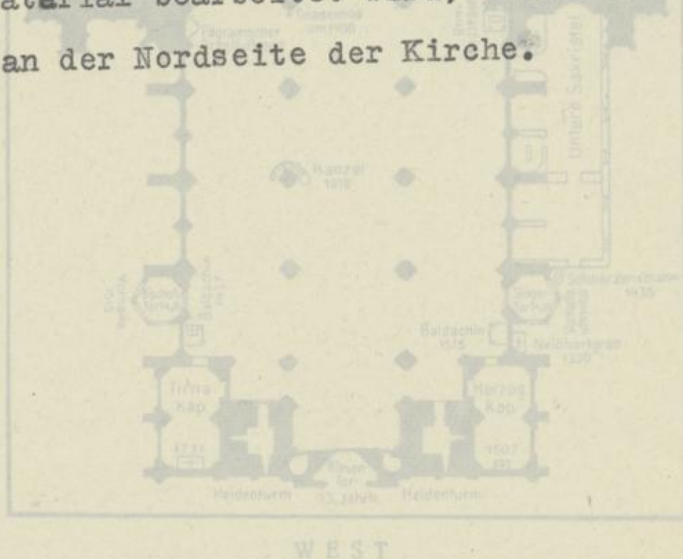
Ueber die durch all' die Jahrhunderte am Dombau beschäftigten Baumeister wird an anderer Stelle noch ausführlicher gesprochen werden (s. S. 397 f.).

Ueber das beim Dombau verwendete Material sind wir durch die Kirchenmeisterrechnungen ziemlich unterrichtet. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind es insbesondere Stein-

brüche des Leithagebirges (Au, Mannersdorf) und aus der unmittelbaren Umgebung Wiens (Hetzendorf, Hietzing, Liesing), welche das Material lieferten.

An den ältesten Teilen der Kirche (Westfront) ist Stein aus dem Kaisersteinbruch und Nulliporenkalk von Maria Enzersdorf oder Brunn am Gebirge festgestellt worden, am Chor eozäner Wiener Sandstein, wie er in Gablitz, Rekawinkel, Greifenstein, Höflein gebrochen wird. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde auch Zogelsdorfer Stein (Nulliporenkalk) aus der Gegend von Eggenburg verwendet. Margarethner (bei Rust) und Breitenbrunner Kalkstein wurde gleichfalls herangezogen.

Die Werkstatt der heutigen Dombauhütte, in der das so gewonnene Material bearbeitet wird, befindet sich seit dem Jahre 1863 an der Nordseite der Kirche.



Plan vom St. Stephan mit Einzeichnung von Hauptschenswürdigkeiten

Mit der Westfassade beginnend, zeigt sich uns im mittleren Teile der stattliche Rest der einstigen, 1276 abgebrannten romanischen Kirche (Abb. 12). Leicht war die Aufgabe nicht, vor welche die Baumeister sich beim Umbau gestellt sahen, das romanische Westwerk mit den neuen gotischen Formen zu verbessern. Mit baukünstlerischem Feingefühl meisterten sie die Schwierigkeiten, indem sie vor das Riedenter eine Vorhalle